

Besprechungen.

Liturgik.

Der Liber ordinarius des Lütticher St. Jakob-Klosters. Von P. Dr. Paulus Volk, Benediktiner der Abtei M.-Laach. (XII u. 156) Münster i. W. 1923, Aschendorff. Grundpreis M 6.—

Im Mittelalter gab es zwei Klassen von Büchern, die man Liber ordinarius oder kurz Ordinarius nannte. Die der ersten wie der Liber ordinarius von Essen, die Ordinarii von Bayeux, Laon, Vienne, Erlau, Utrecht u. a., enthielten nur die in den betreffenden Stiftskirchen und Klöstern während des Kirchenjahrs übliche Gottesdienstordnung. Sie zählten zu den liturgischen Büchern, waren Nachfolger der alten Ordines. In denjenigen der zweiten waren die für das tägliche Leben der Stifts- und Ordensangehörigen geltenden Gebräuche und Gewohnheiten zur Nachachtung verzeichnet. Sie hatten nur insofern liturgischen Charakter, als in sie auch die Regeln und Vorschriften betreffs der Feier der Messe, der Abhaltung des Offiziums und der Vornahme der sonstigen gottesdienstlichen Verrichtungen aufgenommen waren. Beide Klassen sind für die Geschichte der Entwicklung der Liturgie im Mittelalter von großem Werte, die letzte Klasse aber hat überdies noch die Sonderbedeutung, daß sie dem Forscher einen lehrreichen, durch nichts zu ersetzenden Einblick in das mittelalterliche Kloster- und Stiftsleben gewährt. Der in der vorliegenden Veröffentlichung, dem 10. Heft der unter der sachkundigen Leitung des hochw. Herrn Abtes von Maria-Laach, Adelfons Herwegen O. S. B., herausgegebenen Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens, von P. Volk O. S. B. der wissenschaftlichen Forschung dargebotene Liber ordinarius gehört zur zweiten Klasse. Er stammt, wie sein Herausgeber nachweist, aus dem im 11. Jahrhundert gegründeten, 1785 auf Antrag der Mönche säkularisierten St. Jakobs-Kloster zu Lüttich und entstand gegen Ende des 13. Jahrhunderts, näherhin zwischen 1283 und 1287. Sein Verfasser oder besser Kompilator ist nicht bekannt. Als Quellen dienten ihm bei seiner Arbeit außer den in St. Jakob bestehenden Gebräuchen und Gewohnheiten, die zweifellos irgendwie auch schon schriftlich fixiert waren, wie P. Volk zeigt, der Ordo Cluniacensis des Mönchs Bernard von Cluny, der Ordo Cisterciensis, der Ordinarius Praemonstratensis sowie namentlich die Instructiones de officiis

ordinis des Dominikanergenerals Humbert de Romanis. Eine weitere, über St. Jakob hinausgehende Bedeutung gewann sein Werk durch den Einfluß, den es im 15. Jahrhundert auf die Reform einer Anzahl belgischer und deutscher Benediktinerklöster, sowie besonders auf den Liber ordinarius der damals gegründeten Bursfelder Benediktinerkongregation ausübte. Die Ausgabe des Liber ordinarius von St. Jakob zu Lüttich, für die gleichertweise die Liturgiker wie Historiker P. Volk aufrichtigen Dank schulden, ist in jeder Beziehung vortrefflich. Von den Handschriften, in denen er sich erhalten hat, ist die Pariser, die beste und anscheinend der Urtext, ihr zur Grunde gelegt. Die Abweichungen von dieser, die sich in den übrigen Handschriften, von denen die zweitälteste, bisher im Besitz der v. Fürstenbergischen Familie befindliche, von den Belgiern für Löwen eingefordert wurde, vorfinden, sind in den Fußnoten vermerkt. Wertvoll ist der lehrreiche Überblick, den der Herausgeber einleitend über den Entwicklungsgang der benediktinischen Ordinarien von der Regel des hl. Benedikt an bis zu den Ordinarien des späteren Mittelalters gibt.

Josef Braun S. J.

Philosophen und philosophische Schulen.

Geschichte der Philosophie von Sokrates bis Aristoteles. Von Walter Kinkel. 8° (328 S.) Berlin u. Leipzig 1922, Vereinigung wissenschaftl. Verleger.

Kinkel hat bereits mehrmals diesen Teil der Philosophiegeschichte mit ausgezeichneten Fachkenntnissen behandelt. Man darf also Gründliches erwarten, und wird nicht enttäuscht. Aber gerade ein Kenner wie Kinkel hätte eine gedrängte, verdichtete Darstellung geben können und müssen. Jener gemütllich breiten, die noch ganz den Charakter der Vorlesung tragen, haben wir genug. So bewegt sich denn gleich die Einleitung „Von der inneren Form der griechischen“ zu sehr in Bekanntem und Herkömmlichem. —

Innerhalb einer gedrängteren Form wäre auch die Grundidee des Werkes, die griechische Philosophie einzubauen in das griechische Ideal des Ebenmaßes, welches Natur und Kunst, Wissen und Seelenleben in Hellas beherrschte, besser hervorgetreten. Jetzt verschwindet diese Grundidee hinter Einzelheiten.

Vielleicht bieten die Abschnitte über Sokrates und die „kleinen“ Sokratiker die lebhaftesten Anregungen. Platon wird aus einer Fülle des Wissens heraus und mit großer Liebe behandelt, freilich auch, im Sinn der Marburger, gar zu nahe an Kant herangerückt. Des Stagiriten Realismus wird angezweifelt, weil nicht genug zwischen naivem und kritischem unterschieden wird. Gerade bei Aristoteles bekommt man kein vollklares, anschauliches Bild. Hier werden auch scheinbare Widersprüche stark unterstrichen, während offenbare Schwächen Platons freundlich gedeutet werden. So lernt man viel über den freilich idealisierten Platon, wenig über den herabgedrückten Stagiriten. Um gerecht und allseitig zu urteilen, muß man allerdings neben diesem Werk die frühere Arbeit des Verfassers „Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie“ vergleichend heranziehen. Das vorliegende Buch ist sehr klar und verständlich geschrieben und empfiehlt sich schon deshalb allein vor manchen andern.

Fr. Petrus Johannis Olivi O. F. M.
Quaestiones in secundum librum sententiarum. Quas primum ad fidem Codd. Mss. edidit Bernardus Jansen S. J. Volumen I: Quaest. 1—48. 8° (10* u. 764 S.) Ad Claras Aquas (Quaracchi), Typogr. Coll. S. Bonaventurae 1922.

Die Erkenntnislehre Olivis. Auf Grund der Quellen dargestellt und gewürdigt von Bernhard Jansen S. J. 8° (XV u. 126 S.) Berlin 1921, Dümmler.

1. Diese wertvolle Erstausgabe enthüllt der wissenschaftlichen Welt einen Philosophen, der zu den bedeutenderen der Hochscholastik gehört, in einigen Fragen, so z. B. in der Bewegungslehre, im Freiheitsproblem und, trotz mancher Irrgänge, in der Erkenntnistheorie sogar in die erste Reihe aufrückt. Jansen unterzog sich einer mühevollen und entsetzungsreichen Aufgabe.

Wenn man Olivis eingehende metaphysische Untersuchungen über die tiefsten Probleme studiert, kommt es jedem, der nicht voreingenommen ist, zu klarem Bewußtsein, wie die großen Scholastiker keineswegs von den Begriffen auf die Wirklichkeit schlossen, sondern bereits jene Untersuchungsmethode kannten und übten, die wir heute an jenen Denkern schätzen, die vom Bewußtsein ausgehend und vorsichtig vorwärts tastend zur Wesenserkenntnis des Wirklichen aufstrebten. Man lese z. B. nur, um zufällig einiges herauszugreifen, die Studien Olivis über das Continuum (78 ff.),

über das Unendliche (32 ff.), über die Bewegung (422—570).

In manchen Fragen ist er freilich, wie die meisten seiner Zeitgenossen, eng und kleinlich, so bei der Untersuchung über eine Vielheit der Welten (129 ff.); in andern weiterschweifig und spitzfindig bis zum Überdruß, so in den langatmigen und zwecklosen Erörterungen zur Engellehre (S. 574—672!), wo er über Dinge spekuliert, die sich jedem Wissen entziehen. In den wirklich bedeutsamen Fragen aber spricht aus Olivis Gedankengängen eine gewissenhafte Gründlichkeit und große Kraft spekulativer Tiefe. So freut man sich auf die beiden folgenden Bände, die P. Jansen versprochen hat.

2. In seinen erkenntnistheoretischen Studien ist Olivi teils der tiefe Philosoph, der auch viel Sinn hat für naturwissenschaftliche Beobachtungen, teils der typische Wissenschaftler des 13. Jahrhunderts, der die unglaublichsten Dinge a priori behauptet. Aber der echte philosophische Sinn wiegt bei weitem vor. Die Erkenntnislehre der Nominalisten wird von ihm aus belichtet, die aktive geistige Erkenntnis, welche, allein auf die substantielle Einheit der Seele und des Stoffes aufgebaut, ohne ursächliche Einwirkung der sensiblen Erkenntnis entsteht, findet an ihm einen ausgezeichneten Vertreter und leitet zu Suarez und der um ihn herüber. P. Jansen hat die ganze Lehre mit großer Liebe ausgearbeitet und auch weit-ausgreifende geschichtliche Ausblicke geklärt. In der Einleitung wird Olivis philosophische Eigenart kurz und abschließend gezeichnet. Das ist die siebte Monographie Jansens über den geistesstarken franziskanischen Spiritualen, voll neuer Aufschlüsse für die Geschichte der Scholastik.

Die Ethik Spinozas. Von Ben Zion Kellermann. 8° (436 S.) Berlin 1922, Schwetschke & Sohn.

Was man von Ben Zion Kellermann von vornherein erwartet, findet sich vollauf bestätigt: Eine ungemein eindringliche, in die unzugänglichsten Tiefen hinabsteigende Würdigung der spinozistischen Spekulation. Auch das, was viele bereits aufgedeckt haben — am temperamentvollsten Constantin Brunner in seinem großen Werk „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke“ —, der unüberbrückbare Abgrund nämlich zwischen Spinoza und Kant, wird hier allseitig und endgültig erwiesen. Wo sich der Verfasser mit Cassirer auseinandersetzt, bleibt er siegreich. Dagegen verwirrt das Gegenbild Platons die Sachlage, statt sie zu klären. — Kellermanns Kritik

löst sich allerdings nie vom Boden der Kantischen Grundlage los. So wird denn Spinoza auf der ganzen Linie von einem Standpunkt aus und mit Gründen widerlegt, denen gegenüber der Amsterdamer immer wieder entgegengehalten hätte: *Nego suppositum*. Er würde nicht bloß die Ergebnisse Kants, sondern auch die Voraussetzungen, selbst die meisten logischen, ablehnen. Man kann nicht mit Euklidischen Sätzen eine Nicht-Euklidische Geometrie widerlegen. Für Spinoza ist z. B. das Wesen der Dinge naturnotwendig zweifach, eines in sich, ein Ding selbst, ein zweites, als erkennbare Form in jedem denkenden Wesen. Diese im Denkenden *real existierende* Wesenheit des Dinges verkürzt natürlich Wahrheit und Gewißheit. Man kann über diese Voraussetzung streiten, man muß sie aber bei der Beurteilung der Erkenntnislehre des Philosophen als gegeben hinnehmen. Etwas Ähnliches gilt vom Parallelismus des Geistigen und Ausgedehnten; Spinoza faßt ihn nach Analogie der analytischen Geometrie Descartes' auf, während Kellermann ihn immer nur rein geometrisch-euklidisch denken läßt. Die Identität der Attribute mit der Substanz und ihre reale Verschiedenheit unter einander hängt bei Spinoza mit der Lehre von den möglichen Beziehungen im Absoluten zusammen. Weil Kellermann das nicht berücksichtigt, entfernen sich seine sonst ungemein scharfsinnigen Erörterungen über den Gegenstand stark vom Spinozistischen Sinn.

Auf diesem Gebiet und bei der Kritik der Substanz zeigt es sich deutlich, daß man ohne geschichtliche Eingliederung der Definitionen Spinozas nicht auskommen kann, und daß die jüdischen Religionsphilosophen nicht ausreichen. Spinozas Definition der Substanz fällt begrifflich zusammen mit der scholastischen und cartesianischen Begriffsbestimmung des absolut unabhängigen Wesens. Von dieser Tatsache muß man also ausgehen. Da zeigt es sich denn auch, daß der scholastische und spinozistische Begriff der Realität nicht, wie Kellermann meint (S. 62), eine Abstraktion ohne Inhalt bedeutet, sondern ganz im Gegenteil den inhaltreichsten Wert ohne jede Abstraktion ausdrückt. Die scholastische Ansicht über das Unendliche als höchste Realität ist genau die cartesianische; zum Teil auch die spinozistische. Man vergleiche z. B. Descartes' Brief an Clerfeliier vom 23. April 1649 (Adam Tannery, *Corresp.* V 352 ff.): *Per infinitam substantiam intelligo substantiam perfectiones veras et reales actu infinitas et immensas habentem. Quod non est accidens notioni sub-*

stantiae superadditum, sed ipsa essentia substantiae absolute sumptae, nullisque defectibus terminatae. Das ist aufs Wort auch Spinozas Auffassung. Die Scholastik, Descartes und Spinoza fassen den Begriff „Inhalt“ ganz anders als Kant und Kellermann.

So ging es mir denn fast auf jeder Seite dieses Ethikkommentars, so daß ich mir immer wieder sagte: Hier werden Begriffe und Lehrsätze mit außerordentlicher Denkkraft zergliedert, aber Spinozas Gedankenwelt zieht an dieser Kritik unbehelligt vorüber, denn ihre Voraussetzungen sind ganz andere. Für Kant kann man aus diesem Werk weit mehr lernen als für Spinoza. R. Fischer, Busolt und Freudenthal, Cammerer und Brunschwig, Wenzel und Ehrhardt, W. Meyer, Gebhardt, Baensch und Appuhn, Pollock und Martineau, Caird, Duff und besonders Joachim, Delbos, Höfding und Léon bilden Spinoza richtiger ab und werden hier nicht eigentlich überholt, so sehr auch Kellermanns Leistung Bewunderung verdient.

Chronicon Spinozanum. Tomus primus. 8° (326 p.) Hagae Comitum 1921, Curis Societatis Spinozanae.

Es liegt hier das erste internationale Werk seit dem Kriegsende vor. Ein stattliche Reihe Forschungen und Aufsätze von Spinoza-kennern bilden den Inhalt. Was man von so eminenten Fachleuten wie Harald Höfding (Die drei Gedankenmotive Spinozas) und Sir Fred Pollock (Spinoza's Political Doctrine with special regard to his relation to English publicists) zu erwarten hat, weiß jedermann. Aber des Hochwissenschaftlichen ist noch mehr. Ignaz Myslicki sucht Verbindungslinien zwischen Jonston und Spinoza, für die Kenntnis des ersteren allerdings interessanter als für den Amsterdamer Philosophen. Hillesum schreibt Wertvolles zu Spinozas hebräischer Sprachlehre (*De spinozistische spraakkunst*). Carl Gebhardt, der ein besonderes Verdienst hatte um das Zustandekommen dieses Bandes, weist in seinem Aufsatz „Spinoza und der Platonismus“, den großen Einfluß Leone Breos auf Spinoza nach. Vor ihm hatte nur Couchaud in seinem bekannten Spinozabuch diesen Zusammenhang so stark betont, noch mehr als ich in meinem *Jungen De Spinoza*. Gebhardt erhärtet ihn hier zum ersten Mal im einzelnen, und ich verbessere gern mein bisheriges allzu negatives Urteil, wenngleich ich immer noch bei andern Autoren in manchen Punkten dieselben Ähnlichkeiten mit Spinoza finde. Jedenfalls wird der vielgestaltige geschichtliche Einschlag der Spinozaphilosophie wieder

einmal einleuchtend klar, und es ist unmöglich, wie es Harry Austryn Wolfson in diesem Band versucht (S. 101 ff.), Spinozas Definition der Substanz und des Modus rein mittelalterlich, scholastisch, rabbinisch-scholastisch, arabisch (vgl. Richter und Kellermann) zu erklären. Sonst aber ist Wolfsons Grundgedanke bei seiner Ableitung des Substanz- und Modusbegriffes — Benennung altüberkommener, aber in einem neuen Sinne genommener Worte — ganz richtig. Von einem Buch freilich, das Wolfson verspricht, über Spinoza als dem letzten Mittelalterlichen im Lichte einer scholastisch-rabbinischen Ethik *more geometrico* bangt mir. Da wird sicher das Gegenteil von dem stehen, was Brunschwig in unsrem Band (58 ff.) Sur l'interprétation du Spinozisme sagt. Brunschwig ist einer der tiefsten Erklärer des Amsterdammers. Was er hier schreibt über die zwei verschiedenen Welten des Zeitlich-Räumlichen und des Gedankens, in dem sich nach einer rein immanenten Ordnung die „ewige“ Ideenreihe der Intuition entwickelt, ist im Grundton echt spinozistisch; man darf das aber um so weniger vom geschichtlichen Zeitbild lösen, als gerade die Wahrheitskonstruktion Spinozas weit mehr als Brunschwig glaubt, in zeitgenössischen Erkenntnistheorien wurzelt. Er irrt hier ähnlich wie Constantin Brunner und der Anonymus der Weltbibliothek. Daß er die Karikaturen Bayles ablehnt, ist freilich nur zu berechtigt.

In meinem Artikel über den ersten Anhang zur kurzen Abhandlung (S. 63 ff.) suche ich das Historische und das Eigene in Spinozas ältester Spekulation gegen einander abzuwägen und lege die älteste Schicht des Übergangs von der Erstlingschrift zur Ethik bloß.

Carpus Abhandlung „Naturrecht und Pflichtbegriff bei Spinoza“ deckt die schwächsten Seiten der Philosophie Spinozas ohne kritische Einstellung auf. Wertvoll oder doch lehrreich sind einige historische Stücke: ein Brief Steyner nach einem seltenen Druck, drei amtliche Urkunden, in deren einer sich der Philosoph als B. despinosa unterschreibt, Briefe von den Endens an Johann de Witt. Aus den Bemerkungen interessiert besonders eine Notiz Gebhardts über den Namen Spinoza. Es folgen zwei Nekrologe, Cammerers und Delbos, und Bücherbesprechungen.

Der Druck ist prachtvoll. Die Typen wurden eigens hergestellt, um denen der editio princeps angeglichen zu werden.

Die Schriften des Uriel da Costa.
Mit Einleitung, Übertragung und Register

herausgegeben von Carl Gebhardt
(= Bibliotheca Spinozana tomus II). 8°
(XL u. 285 S.) Curis Societatis Spinozanae
(für Deutschland: Heidelberg 1922, Karl Winter).

Im Jahre 1922 erschienen zwei bedeutende Werke über Uriel da Costa; das eine (Uriel da Costa, Notas relativas à sua vida e às suas obras) von Carolina Michaëlis de Vasconcellos (Coimbra) und das vorliegende. — Uriel da Costa ist nicht für Spinoza selbst, wohl aber für die Vorgeschichte des Spinozismus von einiger Bedeutung. Er war kein Philosoph und kein Charakter. Er war ein ursprünglich edler, aber unglücklicher Phantast, ein Opfer des Religionschaos seiner Zeit und jener seichten Richtung, die man Libertinismus nannte. Unaufrichtig und schwankend ist er als echter Marrane. Er starb 1640 durch Selbstmord, da Spinoza acht Jahre alt war. Seine Selbstbiographie machte ihn berühmt. Spinoza wird sie kaum gekannt haben. Zwei Werke Da Costas, das eine gegen gewisse jüdische Traditionen, das andere gegen die Unsterblichkeit der Seele, sind in widerlegenden Schriften Leon de Modenas und Samuel da Silvas versteckt. Das erste enthält lächerliche Kleinigkeiten, das zweite ist oberflächlich, von keinem Hauch philosophischen Geistes berührt. — Auch was Da Costa gegen die Echtheit einiger Teile der Schrift schreibt, ist leere Behauptung, ohne jeden Anlauf zu einer kritischen Beurteilung. Es war ein durchaus kleinlicher und unbedeutender Geist, wie man jetzt aus seinem Schrifttum zur Evidenz sieht. Übergangslinien zum Spinozismus vermag ich nicht zu sehen, während Gebhardt eine Beeinflussung in der Bibelkritik annehmen möchte.

Gebhardts Arbeit ist von außerordentlicher Genauigkeit und Vollständigkeit. Es ist alles sorgsam zusammengetragen und kritisch gesichtet, was man über Da Costa sagen kann. Seine Bücher sind in Wortlaut und Übersetzung ediert und mit gelehrten Einleitungen und Anmerkungen versehen.

Aber auch das portugiesische Buch der Frau Carolina de Vasconcellos setzt durch eine Fülle fleißigster Kleinarbeit in Staunen. Auch sie kennt den ungemein seltenen Druck und hebt daraus Da Costas Text. Einige Sätze, die den Katholiken beleidigen, hätten unterbleiben müssen. Das Buch bietet manche Ergänzung zu Gebhardts Buch, kann sich aber mit ihm in Sorgfalt und Kritik nicht messen.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski
S. J.